



Liebe Mama, ich glaube, ich bin schwul

So begann ein Brief,
den Martina, 48,
vor sechs Jahren auf
ihrem Bett fand.
Seitdem hat sich viel
verändert

TEXT: ELISABETH HUSSENDÖRFER

Liebe Mama. Ich glaube, ich bin schwul. Jedenfalls bin ich anders als die anderen, das merke ich schon länger. Wie stehst du dazu?“ Aron, 15 damals, schlief schon, als seine Mutter den Brief las. Nein, es war kein Schock, sagt die 48-Jährige. Schon lange habe sie so eine Ahnung gehabt. Als sie den Brief zur Seite legt, ist ihr völlig klar: Sie liebt ihren Sohn genau so, wie er ist.

Heute sagt sie: „Weder mein Mann noch ich haben uns daran gestört, dass Aron möglicherweise Männer liebt. Schlimm fanden wir aber, uns unser Kind künftig in einem Kampf vorzustellen – gegen Vorurteile, Anfeindungen, berufliche Hürden.“

Die Familie lebt auf einem Dorf im Schwäbischen, jeder kennt jeden. Jeder spricht über jeden, und deshalb nennt Martina sich hier Martina und ihren Sohn Aron, obwohl beide anders heißen. Im fernen Berlin gab es einen schwulen Bürgermeister, und die Medien tun so, als sei die Gesellschaft heute vollkommen aufgeschlossen gegenüber Andersartigkeit. Martina sagt, einen kurzen Moment lang hätte sie gehofft, das könne in ihrer Heimat auch so sein. Dann erzählt sie, dass sie inzwischen kaum noch engere Kontakte hat im Ort, sich auf keinen Fall mehr vorstellen könnte, bei den Landfrauen aktiv zu sein, dass es Leute gegeben hat, die ihr geraten haben: Geh zum Arzt mit dem Bub, das kann man behandeln.

Mein Kind – und ein anderer Junge?

An die erste Begegnung mit Aron nach dem Lesen des Briefes erinnert sie sich noch gut. Fest in den Arm genommen hat sie ihn, als er zum Frühstück kam: „So wie du bist, bist du in Ordnung“, hat sie gesagt. Nur diesen einen Satz.

Anders als ihre Tante und ihr Onkel damals, die ebenfalls vermutlich schon

früh gemerkt haben, dass ihr Kind anders ist. Das Doppelleben, das ihr Cousin Werner so viele Jahre lang geführt hat, ist eine Warnung für sie. Einmal hatte er einen Bekannten zu einer Familienfeier mitgebracht. Jeder hätte merken können: Die schauspielern, die sind in Wirklichkeit ein Paar. Werner aber wusste: Sein konservatives Elternhaus würde ihn verstoßen. Auf dem Sterbebett kam die Wahrheit ans Licht. Werner hatte Aids, ist jetzt schon zehn Jahre tot. Martina gegenüber hatte er einmal rausgelassen, dass er das schwarze Schaf der Familie gewesen sei.

Niemals soll Aron so denken müssen, schwört sie sich. Trotzdem, gibt sie zu, sei es schon auch befremdlich gewesen: sich das eigene Kind mit einem gleichgeschlechtlichen Partner vorzustellen. Marc, ihr älterer Sohn, hatte damals eine Freundin. Martina hatte sich an die Übernachtungsbesuche gewöhnt und daran, dass der, der doch eben noch ein Kind war, einem Mädchen Küsse gibt. Würde auch Aron eines Tages vor ihr küssen?

Zur Aidsberatungsstelle, um Aufklärungsmaterial zu besorgen, das ist damals ihr erster Gang. Zur Schule ihr zweiter. „Können Sie darauf achtgeben, dass mein Sohn nicht gemobbt wird?“, fragt sie den Klassenlehrer. Er verspricht, ein Auge auf Aron zu haben. Aber den Schulweg und die Nachmittage hat er natürlich nicht im Blick.

Keine Woche ist es her, dass Martina Gärtner den Brief in Händen gehalten hat – schon passiert es. „Wie verzweifelt Aron aussah, wenn er direkt nach der Schule in sein Zimmer ist, wie der Schlüssel dann im Schloss gegangen ist und wie ohrenbetäubend laut die Musik war, die dort über Stunden lief, das vermesse ich nie“, sagt sie.

Kein Wunder, wo es schon ihr zu schaffen machte, wie die Leute auf der Straße guckten. Wie geredet wurde, mal mehr, mal weniger hörbar, die Familie hätte „das“ selbst zu verantworten.

Ich bin anders als die anderen – der Klassenkameradin gegenüber, mit der er in der Stadt erst shoppen und dann eine Limo trinken war, hat er es vermutlich ähnlich formuliert. Und vermutlich hat das Mädchen es gar nicht böse gemeint, wollte sich nur wichtig machen, als es quatschte. „Aron war immer sehr beliebt“, sagt Martina. Doch plötzlich kam keiner der Kumpels mehr. „Man leidet mit seinem Kind. Und dann ist da doch eine Zeit lang verstärkt die Frage: Warum?“

Habe ich etwas übersehen?

Bilder im Kopf. Wie der kleine Aron, als die Familie zur Eisenbahnermesse geht, sich zwar auch für die Technik interessiert, aber am Eingang ist dieser Stand mit Puppen, und da zieht es ihn zuerst und dann den ganzen Tag immer wieder hin. Muss so was nachdenklich machen, wenn ein Zehnjähriger mindestens so gern mit Mädchen spielt wie mit Jungs? Sich für Kosmetik interessiert? Die Tiegeln im Bad öffnet, schnuppert, schwärmt? Oder dieser Hang zum Schöngestigen. In den Sommerferien ist die Familie oft in Bayern. „Beseelt stand er vor den Holzschnitzereien der Kirchen.“

Mit Beginn der Pubertät kommen weitere Hinweise. Arons Bruder hat damals angefangen, Poster von Schauspielerinnen aufzuhängen. Aron findet Frauenkörper „wabbelig“, muskulöse Männerarme „viel ästhetischer“. Hätte sie gegensteuern sollen? Und wenn ja: wie? Sie weiß, dass die im Dorf zum Teil so denken. Auch dass einige das wohl einen Freibrief nennen würden, dass sie dann im Internet nach Kontaktmöglichkeiten geschaut hat. Tatsächlich ist sie im Konflikt, als sie am Computer sitzt – und nach einschlägigen Treffs und Gruppen googelt. Trotzdem zögert sie nicht lang. Fühlt tief drinnen, dass ihr Sohn nur eine Chance hat, um seelisch wieder ins Lot zu kommen: wenn er Menschen trifft, die Ähnliches durchgemacht haben.

Sie sieht sich noch mit Mann und Sohn die 50 Kilometer über Land fahren, in die nächstgrößere Stadt, sieht noch den Raum, eine Art Café, die jungen Männer, die alle mindestens drei, vier Jahre älter sind. Der Leiter des ▶

Gesprächskreis ist sympathisch, das macht es leichter zu gehen.

Im Thermalbad überbrücken ihr Mann und sie die Zeit. Das warme Wasser hilft gegen die Anspannung. Beim Abholen verkneift sie sich Fragen. Aron wirkt gelöst. „Gut war’s“, sagt er knapp. Die Musik, wenn er aus der Schule kommt, wird leiser. Die hässlichen Worte, die er sich anhören muss, sobald er im Dorf unterwegs ist, treffen ihn noch, aber er ist nicht mehr allein damit. Hält das letzte halbe Schuljahr bis zur Ausbildung mithilfe der Gruppe durch. Krankenpfleger will er werden. Vorwiegend weibliche Freunde hat er an der Fachschule, die er dafür besucht. Die Probleme jedoch sind nicht verschwunden.

Schwuler Bruder? Lieber nicht!

„Das Thema ist zu komplex für einfache Antworten“, sagt Martina. Die Reaktion ihres Ältesten auf Arons Outing beispielsweise versetzt ihr noch heute einen Stich. Aber sie versucht auch zu verstehen. „Er wollte sich schützen.“ Einmal sei er deutlich geworden: „Wenn das an meiner Schule auffliegt, hab ich keine Freunde mehr.“ Bitter sei das gewesen, die zwei Jungs, die früher manchmal sogar im selben Bett geschlafen hatten, so auf Distanz zu sehen. Und dann macht ihr älterer Sohn ihr auch noch Vorwürfe: Nur noch um Aron kümmerst du dich.

„Ein Stück weit stimmte das“, überlegt sie, hätte sie das Leben ihres Zweitgeborenen mitgelebt, mit allen Höhen und Tiefen. Als die Gruppe, die Aron besucht, sich auflöst, fährt sie wieder mit ihm los, diesmal in die Großstadt. „Ich hoffe, Sie verstehen, dass ich mitgekommen bin, Aron ist erst 16 ...“, sagt sie in die Runde. Und merkt gleich, dass etwas anders ist, Aron ist kein Neuling mehr. Sie schaut sich um. Gesichter, die sich einprägen. Einer dieser jungen Männer wird Arons Freund werden – sie erinnert sich noch genau an diesen Gedanken. Während der Heimfahrt findet sie klare Worte. „Du sollst wissen, wir sind ein offenes Haus.“

Sie ist nicht wirklich erstaunt über den jungen Mann, den sie wenige Wochen später wieder sieht. „Ich hatte so ein Bauchgefühl, dass er es werden



Wer schwul ist, lebt meist glücklicher in der Großstadt als auf dem Land

könnte.“ Sie bittet die beiden rein, hat Kuchen gebacken, Kaffee gekocht. „Tim war zehn Jahre älter als Aron ...“ Alles, bloß so was nicht – hätte sie im Vorfeld gesagt. Jetzt umarmt sie den Fremden. „Wenn ein Kind nach einer so schlimmen Krise endlich wieder bei sich ankommen scheint, macht einen das als Mutter froh und dankbar.“ Lächerlich findet sie im Rückblick ihre Besorgtheit: „Nie habe ich zwei Menschen so vorsichtig und respektvoll miteinander umgehen sehen.“ Überraschend romantisch, vor allem aber frei von Machogehabe könne sie sein, die Liebe unter Männern. Männer? Sie korrigiert sich. Gerade 16 sei ihr Sohn gewesen. Sie weiß: Schon die Eckdaten wären für viele Grund genug, das Ganze als Skandal zu bezeichnen.

Fast so etwas wie ein drittes Kind sei Tim in den dreieinhalb Jahren dieser Beziehung für sie geworden. An den Wochenenden haben sie zusammen gefrühstückt, Spaziergänge gemacht, über Gott und die Welt geredet. „Schwule sind interessierter, zugänglicher.“ Häuslich sei das Paar gewesen, ganz im Gegensatz zu Marc, der praktisch nur noch unterwegs war – geflohen ist?

Mittlerweile, sechs Jahre später, entspannt sich das Verhältnis. Die Brüder unterhalten sich wieder, drücken sich zur Begrüßung – in Marcs Freundeskreis aber ist Arons Leben weiterhin ein Tabu. „Ich selbst hab kein Problem damit, dass er schwul ist“, meinte Marc unlängst. „Aber hast du ihm das auch mal so gesagt?“, fragte die Mutter. „Wie-

so sollte ich? Er weiß das doch.“ Aber da ist Martina sich eben nicht so sicher. Es schmerzt, wenn sie an den Tag zurückdenkt, an dem Aron ausgezogen ist, mit 18, denn: „Es geht hier einfach nicht mehr.“ Einen Kleinlastler haben sie beladen, sind in die Großstadt gefahren. Tränen bei Mutter, Vater, Kind.

Anders? Ist auch normal

Die Elterngruppe*, in der Martina seit über fünf Jahren aktiv ist, hat ihr die Kraft gegeben, das alles auszuhalten. Das frühe Loslassen, auf beiden Seiten, „zu früh“, wie sie sagt. Die Black Box, die Arons Leben ein Stück weit wohl immer bleiben wird. Last but not least: das scheinheilige Fragen der Nachbarn: Wie geht’s deinem Sohn jetzt? „Das hat euch die ganze Zeit über nicht interessiert“, sagt sie dann. „Also tut nicht so.“

An der Klinik, an der Aron arbeitet, weiß jeder, dass er schwul ist. Und die Stadt veranstaltet jeden Sommer einen Christopher Street Day. Ein bisschen fehl am Platz ist Martina Gärtner sich anfangs vorgekommen, zwischen all den Federboa tragenden Transsexuellen und den Gestalten in Lack und Leder. Aber dann, zusammen mit den anderen Müttern, Vätern und Kindern der Gruppe, fühlte sich alles richtig und gut an.

Wenn Aron jetzt ab und an nach Hause kommt, parkt er seinen Mini vor der Haustür, läuft durch den Vorgarten, wirkt beinahe erleichtert, wenn er drinnen ist. „Niemand soll mir sagen, es macht einem Menschen nichts aus, wenn der Kontakt zu den eigenen Wurzeln gekappt ist“, sagt Martina Gärtner. Alles easy, wie Aron gern sagt, wenn sie ihn fragt, wie es geht. In der Großstadt und im entfernten Berlin vielleicht schon. Aber im Rest der Republik und auch tief drinnen im Herzen ihres Sohnes? Wohl noch lange nicht.

* www.befah.de



Wenn das Kind sich als homosexuell outet, gehen Eltern viele Fragen durch den Kopf. Unter www.elternfamily.de/homosexualitaet helfen wir beim Sortieren.